Die Zukunft des Deutschthums in Amerika.

Von Carl Theodor Gren.

Schon vielfach ist in den letzten Jahren die Frage besprochen worden, ob der Strom deutscher Einwanderung auch in Zukunft sich in genügender Stärke den Vereinigten Staaten zuwenden werde, um den Fortbestand deutscher Sprache und deutscher Sitte in diesem Lande zu sichern.

Daß der Fortbestand der deutschen Sprache in Amerika ausschließlich von immer neu eintreffendem Nachschub direkter Einwanderung aus dem alten Vaterlande abhängt, dürfte als ausgemacht betrachtet werden, denn alle Erfahrung lehrt, daß die hierzulande geborenen Kinder deutscher Eltern selbst bei der sorgfältigsten Erziehung und Ueberwachung nur zu ungern deutsch sprechen, lesen und schreiben und sich dieser Sprache nur im Umgang mit ihren Eltern und Lehrern bedienen, während sie unter sich selbst stets nur englisch reden. Dies die Regel; die Zahl der Ausnahmen ist betrübend gering. Setzen wir nun den Fall, daß die deutsche Einwanderung plötzlich und für immer aufhörte, was wäre die Folge?

Das Bild, das die Beantwortung dieser Frage uns vor Augen führt, ist kein erfreuliches. In weniger als zwei Jahrzehnten wären die meisten der jetzt in den Vereinigten Staaten erscheinenden deutschen Zeitungen eingegangen, während die übrigen unter englischen Namen, in englischer Sprache und für ein nur englisch lesendes Publikum erscheinen würden. Die vielen deutschen Schulen, die theilweise jetzt schon ein kümmerliches Dasein fristen, würden schon in wenigen Jahren ihre Thüren schließen, oder aber sich in englische Lehranstalten verwandeln müssen, in denen das Deutsche höchstens als allgemeines Bildungsmittel gelehrt werden würde, wie in ähnlichen Anstalten Deutschlands das Französische oder Englische. Die deutschen Prediger, die des Englischen nicht hinreichend mächtig sind, um ihre Gemeinde in der Landessprache zu bedienen, würden gar bald genöthigt sein, sich nach einem anderen Erwerbszweig umzusehen, oder aber nach Deutschland zurückzukehren. Die zahlreichen deutschen Vereine und Gesellschaften würden mit dem allmäligen Aussterben ihrer Mitglieder mehr oder minder rasch dahinsiechen, um in nicht ferner Zukunft gänzlich einzugehen, oder sich in englischredende Clubs zu verwandeln. Das deutsche Lied, dessen Pflege sich seit der Gründung des ersten deutschen Gesangvereins in diesem Lande (Philadelphia Männerchor, 1835) als ein so mächtiger Hebel zur Förderung deutscher Sitte und Gemüthlichkeit erwiesen hat, würde verstummen und aus den der Geselligkeit und dem Frohsinn geweihten Hallen zöge bald „als letzter Sänger der letzte Deutsche hinaus." Für immer dahin wäre es in kurzer Zeit mit der Aufführung deutscher Bühnenstücke, und die Abhaltung deutscher Sänger-, Schützen-, Turner- und Volksfeste, Lehrertage u. s. w. gehörte gar bald zu den gewesenen Dingen. Kurzum, in weniger als drei Jahrzehnten wäre Alles, was an deutsches Leben und deutsche Sitte erinnert, so vollständig aus diesem Lande verschwunden, als ob es niemals ein starkes deutsches Bevölkerungselement hier gegeben hätte.

Manchem Leser wird dieses Bild vielleicht gar zu düster, gar zu schwarz ausgemalt erscheinen. „Gewöhnen wir unsere Kinder nicht an den Gebrauch der deutschen Sprache?" wird man sagen. „Halten wir sie nicht zum Besuch deutscher Schulen an? Wohnen sie nicht mit uns dem Gottesdienst in deutschen Kirchen bei? Wie wäre da ein gänzliches Aussterben der deutschen Sprache in Amerika zu befürchten?"

Man gebe sich keinen Täuschungen hin.

Von den hierzulande geborenen Kindern deutscher Eltern ist, wie schon oben bemerkt, nicht das Mindeste für die Pflege deutscher Sprache und Sitte zu hoffen, denn die Erfahrung lehrt, daß sie sich fast durchgängig nur mit Widerwillen der deutschen Sprache bedienen, und daß sie, kaum den Kinderschuhen entwachsen, nicht selten die Abkömmlinge angelsächsischer Eltern an bornirtem Fremdenhaß auszustechen suchen. Wer hatte nicht schon vielfach Gelegenheit, die Träger deutscher Namen sich alle Mühe geben zu sehen, „englischer als die Englischen" zu sein, um die vermeintliche Schmach ihrer deutschen Herkunft in Vergessenheit zu bringen? Und wer fühlte sich nicht schon sattsam angeekelt von der Unsitte des Englisirens ehrlicher deutscher Namen — eine Unsitte, der leider nur zu viele eingewanderte Deutsche huldigen?

Wir wiederholen es, von den hier geborenen Kindern deutscher Eltern ist trotz der sorgfältigsten häuslichen Erziehung, trotz der redlichsten Bemühungen seitens der Schule, der Kirche, der Presse und anderer wirkenden Faktoren durchaus nichts für die Erhaltung des Deutschthums zu erwarten, und nichts als ein beständiger und in genügender Stärke herbeiströmender Nachschub vom alten Vaterlande vermag dem Aussterben deutscher Sprache und Sitte in diesem Lande vorzubeugen. Auf der fortdauernden Einwanderung allein beruhen unsere Hoffnungen.

„Allein," wird man uns einwenden, „die deutsche Sprache hat sich zwei Jahrhunderte lang in gewissen Theilen Pennsylvaniens erhalten und der englischen gegenüber ihre Selbstständigkeit gewahrt. Warum sollte sie nicht im Stande sein, dies fernerhin nicht nur in Pennsylvanien, sondern allerwärts, wo das deutsche Element in genügender Stärke vorhanden ist, zu thun?"

Diese Frage ist leicht zu beantworten. Vor zweihundert Jahren, als der Osten Pennsylvaniens durch Pfälzer und andere Deutsche besiedelt wurde, wußte man noch nichts von Dampf, Electricität und anderen, den Verkehr so außerordentlich erleichternden und fördernden Faktoren, die heutzutage selbst die größten räumlichen Entfernungen auf ein Minimum zusammenschrumpfen lassen und die Bewohner aller Theile eines Landes mit einander in Berührung bringen. Wären diese Faktoren damals schon vorhanden gewesen, so hätte das Englische längst schon das Deutsche in jenen ursprünglich von Deutschen besiedelten Theilen Pennsylvaniens verdrängt, wie es dies jetzt unaufhaltsam thut. Wie hartnäckig es auch von Einzelnen geleugnet werden mag, so steht es unumstößlich fest, daß die pennsylvanisch-deutsche Mundart im Aussterben begriffen ist. Vor dreißig Jahren noch hörte man in Allentown, Reading und anderen Städten Ost-Pennsylvaniens die Kinder auf den Straßen nur deutsch sprechen. Wie anders ist es seitdem geworden! Und doch ist nichts natürlicher als das. In unserem regen Zeitalter und ganz besonders in unserem fieberhaft regen Lande ist es eine Unmöglichkeit, daß irgend eine besondere Klasse der Bevölkerung in strenger Abgeschlossenheit verharre; und wo dieser Damm einmal durchbrochen ist, wo sich englische Elemente unter den deutschen festgesetzt haben, da trägt die herrschende Landessprache den Sieg davon. So lange die Kinder der deutsch-pennsylvanischen Bürger nie oder nur selten mit englischredenden Kindern in Berührung kamen, sprachen sie deutsch; sobald aber diese Abgeschlossenheit aufhörte, mußte das Deutsche im Kindermund dem Englischen weichen, und ehe die gegenwärtige Generation Deutsch-Pennsylvanier zu Grabe getragen ist, wird auch der deutsch-pennsylvanische Dialekt, als solcher, aufgehört haben zu existiren. Je nach dem größeren oder geringeren Strom deutscher Einwanderer wird man auch ferner mehr oder weniger Deutsch in jenem Theile des Staates vernehmen; allein es wird ein vom jetzigen Pennsylvanisch-Deutsch sehr verschiedenes Deutsch sein und vor Allem nie wieder dem Englischen die Oberherrschaft streitig zu machen vermögen.

Aehnlichen Verhältnissen begegnen wir übrigens auch in anderen Theilen des Landes, in denen größere, ausschließlich deutsche Colonien der deutschen Sprache eine dauernde Heimstätte gesichert zu haben schienen, (so z. B. in Wisconsin, Michigan, Minnesota, Missouri und Texas), bis endlich das Eindringen des Englischen den schönen Traum zerstörte, indem es die Kinder der Deutschen für die englische Sprache gewann. Und so wird es jederzeit und allenthalben sein. So lange sich eine deutsche Colonie in strenger Abgeschlossenheit zu halten und namentlich die Kinder vor dem Umgang mit den englischredenden Kindern zu bewahren vermag, so lange — und nicht länger — wird die deutsche Sprache die herrschende sein. Doch wie bereits oben gezeigt wurde, ist eine solche Abgeschlossenheit für die Dauer in unserem Lande und in unserem Jahrhundert undenkbar, und darum müßte die deutsche Sprache, und mit ihr deutsche Sitte und deutsches Leben in Amerika, in nicht ferner Zukunft aussterben, wenn ihre Erhaltung nicht durch fortdauernde Einwanderung aus dem alten Vaterlande gesichert würde. Auf der Einwanderung, und nur auf der Einwanderung, beruhen unsere Hoffnungen für die Erhaltung des Deutschthums in diesem Lande.

Werden diese Hoffnungen in Erfüllung gehen?

Gar oft wurde im letzten Jahrzehnt diese Frage aufgestellt, und nicht gering war die Zahl der ängstlichen Gemüther, welche das gänzliche Versiegen der Einwanderung für ausgemacht hielten und damit die deutsche Sprache auf den Aussterbe-Etat gesetzt wähnten. Wahr ist es, daß die Einwanderung von 1874 an in höchst auffallender Weise abnahm, bis sie 1877 auf ein Minimum herabsank, das die schlimmsten Befürchtungen für die Zukunft entschuldbar erscheinen ließ. Wir halten es für überflüssig, die Ursachen dieser erstaunlichen Abnahme hier auseinander zu setzen, da dieselben jedem intelligenten Leser zur Genüge bekannt sind. Allein schon zu jener Zeit der Ebbe wurde darauf aufmerksam gemacht, daß die der Einwanderung zu Grunde liegenden Motive im Allgemeinen heute noch dieselben sind, die sie vor zwei Jahrhunderten waren, und daß sie es voraussichtlich noch lange bleiben werden. Wird auch heutzutage Niemand mehr durch religiöse Verfolgung gezwungen, dem Lande seiner Geburt den Rücken zu kehren, wie es in früheren Zeiten der Fall war — den Judenhetzen der neuesten Zeit liegen Motive zu Gründe, die mit Religion nichts zu thun haben — so werden die in der alten Welt stets zunehmende Uebervölkerung und die in Folge derselben sich steigernde Mißlichkeit der wirthschaftlichen Verhältnisse, sowie die häufigen, Gut und Blut verschlingenden Kriege und der dadurch bedingte stramme Militarismus — Uebelstände, unter denen Deutschland vorzugsweise zu leiden hat — uns immer und immer wieder Schaaren von Einwanderern zuführen, um die durch das Aussterben der Frühergekommenen verursachten Lücken zu füllen, und aus dieser Quelle werden auch die sich lichtenden Reihen der Deutschen in diesem Lande sich beständig rekrutiren. Wir dürfen daher getrost der Zukunft entgegensehen; das Fortbestehen des Deutschthums in Amerika ist, auf lange Jahre wenigstens, als gesichert zu betrachten, und mag auch hin und wieder tiefe Ebbe in der Zahl der neuen Ankömmlinge eintreten, die Fluth wird stets wiederkehren, wie sie nach der Ebbe der fünf Jahre von 1873—1878 gewaltig wiederkehrte. Amerika und Australien bieten den überzähligen Millionen Europa's noch auf lange Zeit hinaus ein weites und lohnendes Feld für ihre Thätigkeit, und weder die temporären Geschäftskrisen, von denen wir heimgesucht werden, noch andere Hindernisse, wie z. B. verschärfte Auswanderungsgesetze, werden der Emigration dauernd Schranken zu setzen vermögen; die große Masse der Europamüden aber wird nach wie vor, zum Aerger Bismarcks und der deutschen Regierungen, nach den Vereinigten Staaten gravitiren, wo reichlicher als anderswo die Grundbedingungen zur Erreichung einer menschenwürdigen Existenz gegeben sind.

Was nun die im Jahre 1874 eingetretene Abnahme in der uns von Europa, namentlich von Deutschland zugeführte Einwanderung anbetrifft, die bis 1878 anhielt, so mag es uns zum Troste gereichen, aus statistischen Quellen die Thatsache zu verzeichnen, daß ein ähnlicher Tiefstand in den letzten fünfzig Jahren wiederholt eintrat, stets aber einen um so erfreulicheren Aufschwung im Gefolge hatte. So belief sich im Jahre 1882 die Gesammtzahl der eingewanderten Deutschen, Oesterreicher und Schweizer auf 3,444, im darauffolgenden Jahre nur auf 911, im Jahre 1830 dagegen wieder auf 2,085 und 1832 auf 10,328 Seelen. Im Jahre 1844 stieg die deutsche Einwanderung auf 19,075, um schon im nächsten Jahre auf 8,859 Köpfe herabzusinken, wohingegen sie 1836 auf 21,152 und 1837 auf auf 24,123 anschwoll. Aehnlichen Schwankungen begegnen wir von jener Zeit an bis auf unsere Tage. So kamen im Jahre 1847 nicht weniger als 74,472 Deutsche nach Amerika, im Jahre 1848 nur 58,784. Im Jahre 1854 stieg die Einwanderung auf 222,962, im darauffolgenden Jahre sank sie auf 76,351. Von 1855 bis 1866 erreichte sie in keinem Jahre die Ziffer von hunderttausend Köpfen; im Jahre 1862 war sie sogar auf 28,276 gesunken. Erst nach Beendigung des Bürgerkrieges schwoll sie wieder an, bis sie 1872 die Ziffer von 155,695 erreichte — eine Zahl, die nur hinter der von 1854 zurückblieb. Mit dem Eintreten der geschäftlichen und wirthschaftlichen Krisis, die vom Herbst 1873 bis zum Jahr 1879 so schwer auf diesem Lande lastete und sämmtliche Zweige der Industrie lähmte, nahm auch die Einwanderung, namentlich die deutsche, in solchem Maße ab, daß sich ängstliche Gemüther bereits den schlimmsten Befürchtungen für den Fortbestand des Deutschthums hingaben. Doch kaum waren die sieben mageren Jahre zu Ende, kaum hatte der erneuerte Wohlstand des Landes angefangen, sich bemerkbar zu machen, so nahm auch die Einwanderung wieder zu, und zwar in nie dagewesener Stärke, bis sie in den beiden letzten Jahren ganz enorme Ziffern aufwies.

Man gebe sich indessen nicht dem Wahne hin, daß der Strom der Einwanderung auch fernerhin beständig in gleicher oder zunehmender Stärke fließen werde. Neue Geschäftskrisen — und diese sind im Leben einer Nation unvermeidlich — werden denselben wieder auf ein Minimum beschränken, doch nur zeitweilig, denn immer und immer wieder wird er mit der rückkehrenden Wiederbelebung des Handels und der Industrie stärker anschwellen. Noch harren viele Millionen Acker des herrlichsten und fruchtbarsten Landes der Urbarmachung und verheißen dem Fleiße des deutschen Landmannes Wohlstand und Unabhängigkeit. Von Jahr zu Jahr werden amerikanische Brodstoffe in Europa einen ausgedehnteren Markt finden, während die amerikanische Industrie, über deren Größe und Bedeutung der alten Welt auf der Centennial-Ausstellung die Augen auf so unangenehme Weise geöffnet wurden, die europäische nicht nur mehr und mehr aus diesem Lande verdrängen, sondern letzterer sogar auf ihrem eigenen Gebiete gefährliche Concurrenz machen wird, wie sie es bereits mit manchen Industrieerzeugnissen (Uhren, Stahlwaaren, Maschinen aller Art, Pianos u. s. w.) schon gethan hat.

Noch ungleich rascher indessen, als die wirthschaftlichen und industriellen Verhältnisse in den Vereinigten Staaten sich heben, sind dieselben im alten Vaterlande in der Verschlimmerung begriffen. Der glänzende Aufschwung, den Gewerbe und Industrie nach dem letzten französischen Kriege nahmen, war durch künstliche Stimulation herbeigeführt und daher nur von sehr kurzem Bestande; denn nach dem Platzen des Gründungsschwindels und anderer Seifenblasen trat eine Stockung ein, welche sich noch weit fühlbarer machte als die, unter welcher wir in den Jahren 1873—1879 zu leiden hatten — eine Stockung, deren Ende noch nicht gekommen, ja nicht einmal abzusehen ist. Rechnen wir zu diesen Mißständen wiederholte schlechte Ernten mit ihren unausbleiblichen Folgen (Theuerung, Hungersnoth), sowie die furchtbaren Ueberschwemmungen, von denen ein großer Theil Deutschlands und Oesterreichs unlängst heimgesucht wurden; ferner das durch die politischen Zustände Europa und die nie endenden Kriegsbesorgnisse erzeugte Gefühl der Unsicherheit; die so schwer auf dem Volke ruhenden Steuerlasten; die unabweisbare Nothwendigkeit eines das Mark des Volks verzehrenden ungeheuren stehenden Heeres; die immer mehr um sich greifende Abneigung gegen den Militärdienst, sowie gegen Bismarcks drückende wirthschaftliche Politik; sowie endlich die immer drohender ihr Haupt erhebende Reaktion und die immer größer werdende Beschränkung der politischen und persönlichen Freiheit, für welche kein Gefühl nationaler Größe Ersatz zu bieten vermag — so haben wir wahrlich der Ursachen genug, die zu einer Fortdauer der massenhaften Einwanderung, sei dieselbe auch noch so großen Schwankungen unterworfen, Anlaß geben müssen. Die deutsche Regierung kann nur mit Besorgniß auf eine Bewegung blicken, die ihr so viele der besten Kräfte entzieht, und sie wird daher zu allen möglichen Mitteln greifen, um die Auswanderung zu erschweren. Ihre Bemühungen werden indessen fruchtlos bleiben, denn die Masse der Vaterlandsmüden wird sicherlich Mittel und Wege finden, allen Hindernissen zum Trotze, zum Ziel ihrer Wünsche zu gelangen, und Amerika wird die anrückenden Schaaren fleißiger deutscher Landleute und Arbeiter freudig bewillkommen.

Wir wiederholen, der Strom der Einwanderung wird, wie in der Vergangenheit, so auch in der Zukunft seine Schwankungen haben — ganz versiegen wird er nie, und darum darf uns auch um den Fortbestand der deutschen Sprache nicht bangen. Nach wie vor wird die deutsche Presse den eingewanderten Landsleuten Belehrung, Aufklärung und Unterhaltung spenden: nach wie vor werden deutsche Schulen bemüht sein, den Kindern der Eingewanderten die Kenntniß der deutschen Sprache zu erhalten, wenn es ihnen auch nie gelingen wird, denselben wirkliche Liebe für die Sprache ihrer Eltern einzuflößen; auch fernerhin werden die Lehren und Tröstungen der Religion in den deutschen Kirchen und in deutscher Sprache zu vernehmen sein; deutscher Frohsinn, deutsche Gesellschaft werden auch künftighin in den Hallen unserer Vereine und Gesellschaften gepflegt werden, während deutscher Gesang und deutsche Feste in die Eintönigkeit des amerikanischen Geschäftslebens willkommene Abwechslung bringen werden. Viel ist von allen diesen Faktoren bereits gethan worden, um dem Deutschthum eine bleibende Stätte in diesem Lande zu schaffen; allein noch unendlich viel bleibt uns zu thun übrig. Redlich waren die Presse, Schulen, die Kirchen und die Vereine bemüht, die eingewanderten Deutschen in geistiger, sittlicher und geselliger Hinsicht zu heben und das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das allein dem amerikanischen Nativismus gegenüber ihnen Achtung erringen kann, zu nähren und zu stärken, und erfreulich waren die Erfolge dieser Bemühungen; allein noch größere Anstrengungen sind vonnöthen, wenn das Errungene für die Dauer erhalten, gekräftigt und erweitert werden soll. Zwei Dinge sind vor allem nothwendig, um im Verein mit den stets nachrückenden Einwanderungsfluthen das Fortbestehen deutscher Sprache und Sitte zu sichern, nämlich Concentration und vereinte Thätigkeit einerseits und vereinte und rüstige Propaganda unter der amerikanischen Bevölkerung andererseits.

Nur durch Concentration und vereinte Thätigkeit kann für die Hebung und Förderung des Deutschthums Ersprießliches geleistet werden, und darum könnte sich die deutsche Presse dieses Landes kein größeres Verdienst erwerben, als wenn sie mit all' ihr zu Gebote stehender Macht für die Gründung deutscher Gesellschaften in allen Orten in den Ver. Staaten wirkte, in denen sich Deutsche in hinlänglicher Zahl befinden. Jede größere oder kleinere Stadt sollte ihre deutsche Gesellschaft haben, nicht nur um, wie die von New York, Baltimore, Chicago u. s. w., die Einwanderer mit Rath und That zu unterstützen, sondern auch, um nach dem Muster der deutschen Gesellschaft von Pennsylvanien in Philadelphia einen Kern zu bilden, um den sich das ganze intellektuelle und sociale Streben der Deutschen schaaren könnte, und jeder Deutsche sollte es sich zur Ehre anrechnen, Mitglied derselben zu sein. Solche Gesellschaften würden, wenn die Besprechung politischer und religiöser Streitfragen streng ausgeschlossen blieben, den vortrefflichsten Boden zur Förderung und Erhaltung deutscher Sprache und Sitte, zur Veredlung deutschen Wesens und zur Wahrung allgemeiner deutscher Interessen abgeben und sich als mächtiger Hebel deutscher Gesinnung erweisen. Sie müßten in allen die Förderung des Deutschthums betreffenden Fragen und Bewegungen die Leitung übernehmen; ihre Stellung als Mittelpunkte des deutschen Lebens würde ihnen zu einem Ansehen verhelfen, das sich in vielen Fällen einem bornirten Nativismus gegenüber fühlbar machen dürfte.

Allein auch unter der eingeborenen Bevölkerung müssen wir auf jede mögliche Weise für deutsche Sprache und Sitte Propaganda zu machen suchen. Es gab eine Zeit, da der Amerikaner mit vornehmer Geringschätzung auf unsere Sprache herabblickte, während er das Französische als vorzügliches Bildungsmittel betrachtete.

Nun, die Zeiten haben sich geändert, und für jeden Amerikaner, der das Französische studirt, giebt es heute zehn, die sich der Erlernung der deutschen Sprache befleißigen. Mit anderen Worten: Das Deutsche ist bei den Amerikanern fashionabel geworden, und dieser Umstand sollte nach Kräften ausgebeutet werden, um das Studium der deutschen Sprache immer mehr unter den Eingeborenen zu verbreiten. In welcher Weise nun dies auch geschehen mag, die Rückwirkung auf die in diesem Lande geborenen Kinder deutscher Eltern kann nur eine sehr wohlthätige sein: denn wenn der Amerikaner angelsächsischer oder keltischer Abkunft aufhört, das „Dutch" zu verhöhnen, im Gegentheil Interesse und Neigung für das Deutsche zeigt, so werden auch die Nachkommen der eingewanderten Deutschen sich der Sprache ihrer Eltern nicht länger schämen, sondern derselben ein wärmeres Interesse entgegenbringen. Nur durch die angloamerikanische Bevölkerung können wir auf unsere Jugend deutscher Abkunft wirken, und schon deshalb sollte Nichts unversucht bleiben, was eine wohlthätige Wirkung auf letztere verspricht. Man nehme daher jede Gelegenheit wahr, die Amerikaner für deutsche Sprache, Sitte, Kunst, Wissenschaft und Literatur zu interessiren; die segensreichen Resultate werden nicht ausbleiben und noch künftige Generationen deutscher Einwanderer werden die Früchte unseres Wirkens ernten.

Zum Schlusse mag es am Platze sein, noch einen Blick in die ferne Zukunft zu werfen und die Frage zu stellen: „Was wird das Schicksal des Deutschthums in den Ver. Staaten sein, wenn dieses Land erst selbst an Uebervölkerung leidet, wie jetzt das alte Vaterland und Europa im Allgemeinen?"

Manchem mag diese Frage verfrüht erscheinen; bei reiferem Nachdenken wird man sich jedoch gestehen müssen, daß sie dies keineswegs ist. Vor einem Jahrhundert betrug die Bevölkerung der Ver. Staaten weniger als vier Millionen Seelen; jetzt ist dieselbe auf mehr als zweiundfünfzig Millionen gestiegen, hat sich also mehr als verdreizehnfacht. Sollte die Zunahme durch natürliche Vermehrung und Einwanderung in demselben Verhältniß fortschreiten, so würde das Land in ungefähr sechzig Jahren über 400 Millionen Einwohner haben, also mehr als Europa jetzt hat. Da nun die Ausdehnung der Ver. Staaten etwas geringer ist, als die von Europa, so sehen wir, daß die Uebervölkerung schon in weniger als fünfzig Jahren hier ebenso fühlbar sein würde, wie sie es jetzt schon in Europa ist, und daß letzteres daher seine überschüssigen Millionen nach anderen Theilen der Erde entsenden müßte, die noch Raum genug für dieselben hätten. Mit dem Aufhören der Einwanderung aber würde das zu Eingang dieses Artikels entworfene Bild vom gänzlichen Aussterben des Deutschthums in diesem Lande zur buchstäblichen Wahrheit werden, und zwar, da die Erhaltung der deutschen Sprache und Sitte nur von der Einwanderung abhängt, in weniger als siebzig Jahren. Wir sehen also, daß die oben gestellte Frage keineswegs verfrüht kommt, und daß die Möglichkeiten, die uns dieselbe schauen läßt, für uns Deutsche nichts Angenehmes haben, wenn wir nicht etwa in völliger Gleichgültigkeit für den Fortbestand des Deutschthums dahin leben.

Ob die Zunahme der Bevölkerung dieses Landes in demselben Verhältniß, wie bisher, fortschreiten wird, ist natürlich eine schwer zu beantwortende Frage. Die Wahrscheinlichkeit spricht gegen eine solche Annahme. Die Statistik beweist, daß die seitherige Zunahme — abgesehen von der Einwanderung — hauptsächlich der größeren Fruchtbarkeit der Eingewanderten zuzuschreiben ist, während die Zahl der Geburten unter den Eingeborenen in gewissen Landestheilen kaum genügend war, die durch die Sterblichkeit verursachten Ausfälle zu decken. Da nun aber die Kinder der Eingewanderten in jeder Beziehung als Amerikaner zu betrachten sind und mit der Lebensweise derselben auch größtentheils deren Abneigung gegen großen Kindersegen erben, so erscheint es kaum annehmbar, daß die Zunahme der Bevölkerung durch natürliche Vermehrung in demselben Verhältniß fortschreiten wird wie bisher, und schon aus diesem Grunde dürfte die Frist, binnen deren eine Bevölkerung von 400 Millionen zu erwarten ist, weiter hinaus zu rücken sein, etwa auf hundert Jahre. Innerhalb dieser Zeit können verheerende Kriege, wie unser Bürgerkrieg, die Zunahme der Bevölkerung zeitweilig hemmen, ganz abgesehen von andern Ursachen, wie z. B. ungeheure Epidemien, die einen lähmenden Einfluß auf dieselbe ausüben mögen. Und wer bürgt uns dafür, daß sich unter der eingeborenen Bevölkerung nicht wieder einmal eine den Ausschluß aller Fremden bezweckende Bewegung erheben mag, die den Congreß zu einem Verbot oder wenigstens zu einer Beschränkung der europäischen Einwanderung zwänge? Wäre es undenkbar, daß bei herannahender Uebervölkerung die Interessen der eingeborenen Arbeiter, Handwerker und Landwirthe durch die europäische Einwanderung ebenso sehr geschädigt würden, wie die Interessen der arbeitenden Weißen der Pacific-Küste jetzt schon durch mongolische Einwanderung geschädigt werden und daher ebenso gut Schutz verlangen, wie letztere ihn verlangen? Verschließen wir unsere Augen der Thatsache nicht, daß der Zeitpunkt, wenn bei eintretender Uebervölkerung die Einwanderung von selbst aufhört, früher oder später kommen muß, und daß dies geschehen wird, ehe ein Jahrhundert verflossen ist, wenn die Grenzen der Ver. Staaten dann noch dieselben sind wie heute.

Dieses „Wenn" aber verändert die ganze Sachlage und stellt der europäischen Einwanderung eine noch viele Jahrhunderte lange Zukunft in Aussicht. Kein vernünftiger Mensch kann daran zweifeln, daß, sobald sich Anzeichen von Uebervölkerung einstellen, die Grenzen der Ver. Staaten sich nach Norden und Süden hin ausdehnen werden. Der Anschluß Canadas und des gesammten britischen Nordamerikas ist überhaupt nur eine Frage der Zeit, und die friedliche Annektirung Mexikos ist durch den in Angriff genommenen Bau einer New York mit der alten Hauptstadt der Azteken verbindenden Eisenbahn bereits eingefädelt. Das britische Nordamerika und Mexiko aber werden den bewohnbaren und kulturfähigen Flächenraum der Ver. Staaten um nahezu das Doppelte vermehren und für etliche hundert weitere Millionen Raum schaffen. Und dann sind noch Central- und Südamerika da, deren Regeneration nur durch angelsächsische und deutsche Thatkraft zu bewerkstelligen ist und die für weitere Hunderte von Millionen Raum bieten. Daß in näherer oder fernerer Zukunft das Sternenbanner über ganz Nord- und Südamerika wehen wird, ist kaum zu bezweifeln, und daher erscheint uns die vielgeschmähte und verspottete Blaine-'sche Idee als eines großen Staatsmannes würdig, wenn sie vielleicht auch verfrüht kam. Auf alle Fälle aber brauchen wir um die Fortdauer der Einwanderung und den Fortbestand des Deutschthums in Amerika nicht besorgt zu sein. Auf viele Jahrhunderte hinaus ist der deutschen Sprache und Sitte eine Heimstätte auf amerikanischem Boden gesichert, selbst wenn die Nachkommen der eingewanderten Deutschen für das Deutschthum so gut wie verloren sind.

List gegen Betrug.

Unter diesem Titel wird der „Lib. Ztg." aus dem lithauischen Städtchen Schoden folgendes hübsche Geschichtchen berichtet, das, wie der Correspondent versichert, vor manchen anderen Geschichtchen den Vorzug besitzt, wahr zu sein.

Auf seinem Gute in Polen lebte ein Gutbesitzer allein; seine Frau war längst gestorben, seine einzige Tochter war, fern von ihm, an einen Beamten verheirathet. Eine Wirthin stand den häuslichen Geschäften des alten Herrn vor. Da starb derselbe, und die Wirthin verschwand, bevor die vom Dahinscheiden des Vaters benachrichtigte Tochter von ihrem fernen Aufenthaltsorte herbeigeeilt war. Endlich kam die Tochter, um dem geliebten Todten die letzte Ehre zu erweisen. Nach einigen Tagen stiller Trauer geht sie an die Ordnung der Hinterlassenschaft und sieht zu ihrem nicht geringen Schreck, daß alle Werthpapiere verschwunden sind. Unschwer wird dieser Umstand mit dem plötzlichen Verduften der Wirthin in Verbindung gebracht. Die auf solche Weise um ihr Eigenthum betrogene resolute Erbin weiß sich aber zu helfen. Wir finden sie in der Stadt Telsch wieder, wo sie ein Kleidermagazin aufsucht, um nach einer Stunde dasselbe als Dandy, nach der neuesten Mode gekleidet, zu verlassen. Auch der schöne Haarwuchs der Dame war heldenmüthig dem Rachewerk geopfert worden. So unkenntlich gemacht, eilt unsere Heldin nach der Neustadt, weil sie in Erfahrung gebracht hatte, daß die Wirthin sich mit ihrem Raube nach dort gewandt habe.—Bald ist die Wohnung der diebischen Wirthin gefunden, und die Comödie beginnt.

Unser Dandy, der sich bei der Wirthin als polnischer Gutsbesitzer eingeführt, weiß sich durch Galanterie und Liebenswürdigkeit in das Herz der Schönen einzuschleichen. Immer inniger, immer zärtlicher wird sein Benehmen, und nach Verlauf von sechs Wochen steht das Herz der nichts Böses ahnenden Diebin in vollen Flammen. Aber nicht genug damit. Der elegante, liebenswürdige Anbeter sucht nicht nur süßer Liebe Spiel. Er hat auch reelle Absichten. Mit dem glühendsten Geständnisse seiner unvergänglichen Liebe bittet er seine Dulcinea um ihre Hand und erhält die Zusage. Paradiesisch heiter vergehen die ersten Tage nach der Verlobung, da bewölkt sich die Stirn des Bräutigams und mit ihr der Lebenshimmel des Pärchens. Die zärtliche Braut forscht nach dem Kummer des Geliebten, und er gesteht ihr, daß eine augenblickliche Geldverlegenheit ihn so bedrücke. Einige tausend Rubel könnten seine Stirn glätten, die düsteren Nebel zerstreuen. Die nichts Böses ahnende glückliche Braut ist stolz darauf ihrem Angebeteten aus großer Verlegenheit helfen zu können und übergiebt ihm etwa 15,000 Rubel in Werthpapieren, die der Pseudo Bräutigam als die seinigen erkennt. Sofort eilt unsere Heldin zur Behörde und zeigt nach geschehener Legitimirung den Diebstahl an. Vorbei sind für die Wirthin die Träume von Liebes- und Eheglück, sie wird verhaftet, ihr Bräutigam läßt sie sitzen. Und wie läßt er sie sitzen! —

Aus den Wanderungen von Edwin Booth.

Der große amerikanische Tragöde, welcher jetzt in Berlin ein Gastspiel unter großem Erfolge absolvirt, tischt seinen dortigen Freunden folgendes lustige Märchen auf, welches das Berl. Tagbl. reproduzirt: In den Tagen seiner ersten Kämpfe war der berühmte amerikanische Schauspieler Mitglied einer amerikanischen Wandertruppe, die sich zur Zeit, in der nachstehende Geschichte spielt, in Lee's Landing, einem Orte in Virginia, befand. Das improvisirte Theater war in einem Tabakswaarenhaus aufgeschlagen, und die Pflanzer und Jäger der ganzen Umgebung bildeten das Publikum. Booth und seine Gefährten hatten es so arrangirt, daß sie unmittelbar nach der letzten Vorstellung den Wochendampfer benutzen konnten, der spät in der Nacht erwartet wurde, weshalb sie während der Zwischenakte eifrig packten. Gegeben wurde „Der Kaufmann von Venedig", und sie waren eben an die Gerichtsscene gelangt, als sie das Pfeifen des Dampfers hörten, und der Direktor athemlos mit der Meldung hereinstürzte, der Dampfer sei angekommen und werde in 10 Minuten fahren. Wenn sie ihn versäumten, so wären sie gezwungen gewesen, eine Woche in dem Neste zu verbleiben; die Verlegenheit war daher keine geringe. „Wenn wir die Sache lang erklären," meinte der Direktor, „so wird sich das Auditorium nichtsdestoweniger für betrogen halten, und es kann zu einem Handgemenge kommen, bei dem wir den Kürzeren ziehen. Das Einzige, was uns retten kann, ist, daß Ihr, Jungens, ein natürliches Ende des Stückes improvisirt und dann so rasch als möglich den Vorhang fallen lasset. Vorwärts, meine Herren und Damen, und lassen Sie sich nur in Allem von Ned hier leiten!" Mit diesen Worten eilte er davon, um das Gepäck an Bord zu schaffen. „Ned" war kein Anderer als Booth, der den königlichen Kaufmann spielte, und der im Vertrauen auf die Ignoranz der damaligen Virginier sich leicht aus der Affaire zu ziehen hoffte. Als daher George Ruggles, der den Shylock gab — sein Messer an der Sohle zu wetzen begann, ging Booth geradewegs auf ihn zu und sagte feierlich zu ihm: „Du bestehst also darauf, das Fleisch zu haben?" „Ich will Dein Leben!" antwortete Ruggles-Shylock. „Nun denn, ich will Dir noch einen Antrag stellen," fuhr Booth fort; „nebst diesem großen Beutel voll Dukaten geb ich Dir noch zwei Fäßchen Whisky, ein Schießgewehr und ein Paar der besten Schweißhunde im ganzen Staat." „Gehenkt will ich sein, wenn ich es nicht thue," antwortete der mit einem Male besänftigte Shylock unter allgemeiner Zustimmung des Publikums, welches, wie schon erwähnt, aus Tabakpflanzern und Jägern bestand, die für ein derartiges verlockendes Angebot das nöthige Verständniß hatten. „Zum Beweise der vollständigen Versöhnung wollen wir noch einen Virginia-Tanz aufführen!" waren die Worte, mit denen Booth seine Shakespeare-Bearbeitung schloß. Der Tanz wurde exekutirt und unter rauschendem Beifall des entzückten Auditoriums fiel rechtzeitig der Vorhang.

— Die größte Pastete. Wohl nie und nirgends ist eine Pastete gebacken worden, die einen Vergleich an Umfang aushielte mit jener, die im Jahre 1770 in Berwick für den Baronet Grey nach London eingeschifft ward. Zu dem Teig waren 40 Pfund Mehl und 20 Pfund Butter verbraucht. Die Füllung bestand aus vier astrachischen Gänsen, 2 welschen Hähnen, 2 Hasen, 4 wilden Enten, 2 Wald- und 12 Riedschnepfen, 4 Rebhühnern, 2 Kalbszungen, 6 Krammetsvögeln und 6 Tauben. Unten maß die Pastete 6 Fuß, und das ganze Backwerk mußte auf vier Rädern an's Schiff und aus demselben transportirt werden. Ob der Geschmack der Masse entsprach, darüber schweigt der Chronist.

— Narrenliste. Der Khalif Aron Erechid fragte seinen Hofnarren Bahaloul, wie viele Narren es in Bagdad gäbe, und trug ihm auf, mit aller Genauigkeit eine Liste derselben anzufertigen. Bahaloul entgegnete aber: „Das Verzeichniß würde zu umfangreich werden, und da mein Gebieter weiß,